



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Drey und Vierzigsten Bandes Zwentos Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1791.

lung des Feindigen berechtigt geglaubt haben. In dem weiten Gebieth der menschlichen Wissenschaft, — die reine Mathematik ausgenommen, — können die Menschen nur durch immerwährende Annäherung zur Wahrheit gelangen. Es ist eine Reihe ins Unendliche, wo jeder nur Ein Glied zusetzt. Der, welcher glaubt am Ende zu seyn, und die Summe der ganzen gezogen zu haben, schließt nur willkürlich die Reihe, — und verhindert den Fortgang, — anstatt die Vollendung zu bewirken.

IX.

Gedichte von Gottfried August Bürger. (Fortsetzung der im 2ten Stücke des 39sten Bandes abgebrochenen Recension.)

Nicht ohne Ursache haben wir die Fortsetzung von der Anzeige der Bürgerischen Gedichte bis jetzt verschoben. Als wir vor nunmehr einem Jahre zuerst über diese Sammlung sprachen, war ihrer zwar hin und wieder erwähnt, aber noch in keiner kritischen Zeitschrift ein ausführliches Urtheil über sie gefällt worden. Schon damals wünschten wir, da verschiedene unserer Aeußerungen der allgemeinen Stimme entgegen waren, die Aussprüche anderer Kunstrichter abzuwarten: Andeß — so lange würden wir schwerlich gezögert haben, wenn man nicht

Woh bald nachher in dem neuen deutschen Museum unser Urtheil über das hohe Lied in Anspruch genommen und uns einer übertriebenen Strenge beschuldigt hätte, wo wir Tadel, wegen allzugroßer Nachsicht, befürchteten. Wir gestehen es frey, bey dem Bewußtseyn, gerade hier den Forderungen der Kritik, theils aus Mistrauen in uns selbst, theils aus Vorurtheil, mehr, als anderswo, etwas vergeben zu haben, that dieser Angriff eine eigene Wirkung auf uns und befestigte den Entschluß, zu schweigen und auf die Empfindungen und Urtheile Anderer zu achten. Jetzt da Mehrere sich dieselben freymüthigen Erinnerungen gegen Hrn. Bürger erlaubt, und, wie wir, in ihm den Mann von Genie und den Mann von Geschmack unterschieden haben, fällt auch bey uns der größte Theil unserer alten Bedenklichkeiten hinweg.

Der zweyte Band der vor uns liegenden Gedichte, (denn zu dem ersten zurückzukehren, oder bey der Beschuldigung im Museum zu verweilen, dürfte wohl den Lesern der Bibl. so wenig, als uns gefallen,) liefert in der ersten Abtheilung die episch-lyrischen Stücke des Verfassers. Stünde der Werth der hier gelieferten neuen Gedichte mit dem Werthe der alten in Verhältniß, so würden wir kein Bedenken tragen, sie für die schönste Parthie dieses poetischen Gartens zu halten: aber, unsers Bedünkens, ist Hr. Bürger in keiner Dichtungsart von den Strahlen des Wahren, Guten und Schönen weniger, als in dieser, erwärmt worden. Es ist eine gemeine Erfahrung, daß der erste glückliche Versuch

Beifall und der Beyfall, den er erhält, fast immer einen entschiedenen Einfluß auf die Wahl und den Ton des Schriftstellers haben. Als Hr. Bürger seine Lectore bekandt machte, bewunderte man in ihr, und gewiß nicht mit Unrechte, die seltene Fülle von Phantasie, die richtige Kenntniß der Leidenschaften, und die eben so wahre als lebhafteste Zeichnung derselben. Diese Vorzüge waren so auffallend und unverkennbar, daß man manche Unvollkommenheiten entweder ganz übersah, oder es doch nicht gerne rügen wollte, daß selbst hier schon manche Schilderung, manches Bild, mancher Ausdruck jenseits der Gränze des Schönen liege, mancher Zug noch etwas mehr als Schauder erzeuge, manche Farbe, gegen die andern gehalten, zu grell sey. Und wirklich bey einem jungen Dichter, von dem man hoffen durfte, daß die Jahre den Flug der Phantasie mäßigen, Studium und Erfahrung die Empfindung läutern, und der Umgang mit Menschen alle seine Gefühle erheben und veredeln würde, war diese Nachsicht nicht nur billig, sondern sogar gerecht. Aber sie hört auf, das eine, wie das andere, zu seyn, wenn er sich immesfort in seiner jugendlichen Manier gefällt, wenn er immer lieber regellos phantasirt, als mit Besonnenheit dichtet, und den Ton der gefitteten Stände, statt sich ihm anzuschmiegen, absichtlich verschmährt.

Unstreitig ist die Romanze *) unter allen poetischen Gattungen diejenige, die das meiste in sich

*) Man wird der Kürze hoffentlich diesen Ausdruck erlauben, ungeachtet die allgemeinere Bezeichnung

vereinigt; um auf die niedere Volksklasse zu wirken. Abgerechnet, daß die Form der Erzählung, bey dem ungebildeten Menschen, immer am geschwindesten Eingang findet, und die Anmuth derselben

episch-lyrische Gedichte allerdings charakteristischer ist. Seitdem man den Stoff der Romane aus der jetzigen und aus der vergangenen Zeit, aus der wirklichen und aus der erdichteten Welt, aus der Mythologie und aus der Rittergeschichte gewöhlt und ihn bald ernsthaft, bald scherzhaft, bald tragisch, bald komisch, bald launigt, bald satyrisch behandelt, kurz seitdem man Lenore und Pyreneus und die Musen mit einem Ausdruck gestempelt hat, ist es offenbar vergeblich, unterscheidende Merkmale für diese Dichtungsart auszumitteln, und noch vergeblicher, eigene Regeln für ihre Bearbeitung abstrahiren zu wollen. Was allen Dichtungen dieser Art, ohne Ausnahme, zum Grunde liegt, ist eine Erzählung: aber die Ausführung derselben ist, das lyrische Sylbenmaaß abgerechnet, durchaus zufällig, und nach der Absicht des Dichters, veränderlich. Je nachdem dieser Furcht, oder Mitleid erregen, betastigen oder rühren, eine Handlung pragmatisch darstellen, oder stümpel erzählen will, je nachdem wechselte Anlage, Einkleidung, Vortrag. Eine Geschichte der Romane läßt sich daher zwar schreiben, d. h. die erzählenden Lieder, die wir und andere Nationen besitzen, lassen sich auffinden und unter gewisse Classen ordnen, nicht aber, wie man wohl gewünscht und versucht hat, eine Theorie derselben festsetzen.

selben hier noch durch das lyrische Sybdenmaß vortheilhaft unterstützt wird, so liegt selbst in dem Inhalte und Gegenstände dieser Dichtungen ungemein viel schmeichelhaftes und anlockendes für den ungeschulten Verstand: denn nichts entzückt und interessiert den großen Haufen so sehr, als Geschichten, die entweder aus seiner Welt ausgehoben, oder aus der Fabel und Sagenzeit herübergeholt sind. So leicht es indeß, in dieser Rücksicht, dem Dichter wieder, sich den Namen eines Volksängers zu erwerben; so viel Hindernisse zeigen sich ihm, wenn die Bearbeitung seines Stoffes auch den Beifall der Edlen verdienen soll. Schildert er die Empfindungen der untern Stände, so ist er nur zu oft in Gefahr, uns auch die ungeschickte und beleidigende Seite ihrer Sitten und Denkungsart zuzukehren und der Schönheit über der Wahrheit zu vergessen; wählt er Thaten der Ritterzeit, so befindet er sich nicht selten in dem Fall, Rohheit für Natur, Grausamkeit für Muth, und Sinnlichkeit für Liebe zu verkaufen; wagt er sich in ein Zeitalter, dessen Begriffe sich nur wenig über das Gemeine erheben, unter Menschen, deren Aberglaube, Unwissenheit und Einfalt ihnen eine niedrige Stufe auf der Leiter der Cultur anweist, so muß er mit Recht fürchten, daß er bey dem hellern Kopfe anstößt, oder ihn für die Unwahrscheinlichkeit seiner Dichtung nicht hinlänglich entschädigt.

Man bemerkt bald, daß es eben kein leichtes Problem ist, den Romanzenstoff so zu bearbeiten, daß er bey dem rohen und dem aufgeklärten Geschmack gefalle, und darauf sollte doch eigentlich
Jeder

Jeder, der ein Volksdichter zu heißen wünscht, hinarbeiten. Die Gränzlinien des Eigenthümlichen und Gemeinen, des Natürlichen und des Niedrigen verlieren sich hier seiner, als irgendwo, in einander, und die Möglichkeit, sie zu übersehen, ist um so größer, je mehr theils der simple Vortrag, den die Romanze fodert, theils die leidenschaftlichen Schilderungen, deren sie, ungeachtet ihres beschränkten Umfangs, fähig ist, oft auch, weiches der Inhalt mit sich bringt, der Ton der Laune zu dieser Ueberschreitung verleitet. Ist die Phantasie geschäftiger, als der Verstand, oder dieser nicht wachsam genug, um jene in ihre Schranken zurückzuweisen, so entsteht hieraus eine Mischung von Gleichnissen, Ausdrücken und Bildern, die den Kenner, gleich dem falschen Schatten eines Gemäldes, um so mehr beleidigt, weil sie es ist, die oft allein die Harmonie und Wirkung des schönsten Meisterwerkes zerstört.

Es thut uns leid, daß wir grade Hrn. Bürger dieser Fehler anklagen müssen: aber in der That, wir kennen unter allen angesehenen neuern Dichtern keinen, der von der Seite wider das Gesetz der Einheit und des guten Geschmacks häufiger verstoßen hätte, als eben er. Wenn man seine Romanzen unpartheyisch betrachtet, so kann man allerdings nicht umhin, ihn wegen der glücklichen Benutzung mancher Sujets zu bewundern. Sein helles Auge entdeckt überall neues Land, und Stoff, den tausend Andere als undankbar verwerfen würden, geht für ihn nicht verloren. Bald ist es ein geringe.

geringsfügiger Umstand der Geschichte, den er auf-
 faßt, bald ein Volksglaube, den er in das Gewand
 der Sage kleidet; jetzt giebt er einer Handlung, die
 vielleicht manches öffentliche Blatt für zu klein hielt,
 um ihrer zu erwähnen, durch sein Lieb Werth und
 Namen, und ein andermal einem Laster, das zu
 oft verübt wird, um den Menschen aufzufallen,
 durch seine Darstellung Bedeutung. Auch fehlt
 viel, daß nur hierin sein Genie sich verrathen soll-
 te. Die meisten seiner Romane fesseln durch
 ein gewisses allgemeines Interesse, das theils aus
 der Wahrheit der Leidenschaft, theils aus dem Adel
 der Gesinnungen und Gedanken, zuweilen aus der
 pragmatischen Anordnung der Handlung, zuweilen
 aus der Versinnlichung eines moralischen Satzes
 fließt. Und wie wäre denn die Sensation, die die
 Bürgerischen Stücke erregt haben, begreiflich, wenn
 der Dichter den Verstand und das Herz unbeschäf-
 tigt ließe? Allein bekanntlich kann ein Gedicht
 von Seiten der Erfindung und Anlage untadelhaft,
 und gleichwohl von der Vollkommenheit noch weit
 entfernt seyn. Wir verlangen, daß es nicht bloß
 bewegen, sondern auf die angenehmste Weise bewe-
 gen, daß sein Genuß nicht bloß nähren, sondern er-
 quicken, daß seine Schönheiten kein gemischtes,
 sondern ein reines Wohlgefallen erzeugen sollen.

Man sage doch ja nicht, daß der Inhalt und
 Gegenstand eines Kunstwerks diese Forderungen mo-
 dificire. Gewisse Bedingungen des Stils, als
 Würde, Feinheit, Urbanität, müssen sich, welche
 Farbe er auch annehme, stets wieder finden, und
 das

das Urtheil, ob der Dichter im Besiz dieser Tugenden ist, oder nicht, gebührt allein der gebildeten Volksklasse: denn von ihr erhält er seine Bildung, und indem er, bey allem Bestreben um Popularität, ihr doch immer zuerst und zuletzt zu gefallen sucht, erkennt er sie selbst stillschweigend für seine Richterin. Es ist wahr, der Maasstab für das Schöne ist so genau nicht bestimmt, wie der Maasstab für die Moralität. Nicht genug, daß jede Nation über Wohlstand und Delikatesse nach eigenen Regeln entscheidet, so stimmen selbst die Kunstrichter ein und eben desselben Volkes nicht stets zusammen. Was dem einen zu stark ist, ist es darum nicht stets dem andern, und was dieser mit der Feinheit des Ausdrucks unverträglich findet, scheint jenem nicht gleich verwerflich. Aber diese Verschiedenheiten und Abweichungen vermindern sich doch gewöhnlich in eben dem Verhältnisse, in welchem die Anzahl der guten Schriftsteller zunimmt, oder treten nur da ein, wo das Zusammentreffen von Tugenden und Fehlern das Urtheil erschwert. Eine kluge Scheidung und Absonderung bringt dann die Partheyen gewöhnlich näher, und entdeckt und hebt die etwanigen Mißverständnisse. Wenn wir eine solche auch bey Hrn. Bürger's Romanzen für nöthig halten, so fürchten wir wenigstens nicht bey dem verständigen Kunstrichter anzustoßen, gesetzt auch, daß unsre Norm nicht durchgehends die seinige wäre.

Zwar in den ersten unter den neuen Stücken — was kann, was soll man in Frau Schnippscheiden

scheiden und absondern? Wir begreifen recht gut, wie man in einem Anfall frivoler Laune so etwas schreiben und in einem lustigen Zirkel vertrauter Freunde dem Gelächter preisgeben kann: aber wie man eine solche poetische Ungezogenheit vor einem ganzen ehrsamem Publikum zur öffentlichen Schau ausstellen mag, übersteigt noch bis jetzt unsre Vorstellung. Welch ein Zweck! Welch ein Wis! Nicht vor dem Richterstuhl der Zeloten, vor dem Tribunale der guten Lebensart hatte Hr. Bürger Ursache, sich zu vertheidigen, und vor diesem würde ihm, seinen Prozeß zu führen, wohl etwas schwerer geworden seyn, als vor jenem. Doch kein Wort weiter! Sicher wird er künftig diese Schnurre, und wäre sie auch noch dreymal schnurriger, als sie wirklich ist, über Bord werfen.

Wir gehen zu dem folgenden Stücke über, das der Aufmerksamkeit um vieles würdiger ist und uns zugleich Gelegenheit geben wird, unsre allgemeinen Aeußerungen zu rechtfertigen. Die Geschichte des wilden Jägers ist auf eine Sage gegründet, die sich in den meisten Gegenden Deutschlands noch bis heute unter dem gemeinen Volke erhalten hat. Es kam darauf an, diese Sage auf irgend eine Art interessant zu machen, und uns dünkt, der Dichter habe dieß erreicht, indem er ihre moralische Seite auffaßte. Die ungezähmte Jagdbegierde der Fürsten hat von jeher den gerechten Unwillen aller Edlen erweckt, und so dürfte sich ein Märchen, das diese Leidenschaft züchtigt, immer einigen Eingang versprechen. Auch die Anlage verräth Einsicht.

Die

Die Scene ist gut eingeleitet, die Zeit wohl gewählt, und die Erwartung geschickt unterhalten, nicht zu gedenken, daß die herbeangerufenen Genien ein gewisses schauerliches Dunkel über das Ganze verbreiten, das den Eindruck glücklich verstärkt. Allein dem ungeachtet kann man nicht umhin, den Dichter über einzelne Züge und Ausdrücke, die unter den vielen guten Versen und Bildern nur um so mehr hervortreten und ins Auge springen, zu kritisiren. Sein Graf ist freylich ein Wüthrich, der weder Gott, noch Menschen scheut und seinem Vergnügen alles aufopfert. Sein Charakter kann folglich nicht anders, als schwarz und häßlich erscheinen: aber pöbelhaft soll er deshalb nicht werden. Auch hier giebt es in der Farbenmischung für den Dichter, wie für den Maler, gewisse nicht zu übersehende Nuancen; und sollte Hr. Bürger diese in folgenden Strophen beobachtet haben?

Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
 Du bist ein Held nach meinem Sinn.
 Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
 Der scher' *) ans Vaternoster hin!
 Mag's, frommer Narr, dich daß verbrießen,
 So will ich meine Lust doch büßen!

24

Hin

*) Nach der Grammatik der scher' sich. Oberweynte Hr. B., dem solche Kleinigkeiten, laut der Vorrede, keine sind, daß man dem Grafen in seiner Hige schon einen Verstoß wider die Grammatik zu gut halten werde?

Hinweg, du Hund! schraubt fürchtestlich
 Der Graf den armen Pflüger an.
 Sonst beg' ich selbst, beim Teufel! dich.
 Hallo, Gesellen, drauf und dran!
 Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
 Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!

Vertweger Hund, der du mir wehst!
 Ha, daß du deiner besten Ruh
 Selbst um und angewachsen wärst,
 Und jede Bettel noch dazu!
 So sollt es daß mein Herz ergötzen
 Euch straks ins Himmelreich zu hegen!

Verderben hin, Verderben her!
 Das, ruft er, macht mir wenig Graus,
 Und wenn's im dritten Himmel wär,
 So acht ich's keine Fledermaus.

Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß der Dichter in allen diesen Stellen niedrige Ausdrücke für niedrige Empfindungen, und gemeine Phrasen für gemeine Gesinnungen verkaufe. Es ist freylich an dem, daß auch die vornehmen Ungeheuer der wirklichen Welt sich nicht selten in solchen Wendungen gefallen: aber dann sind sie wenigstens nur von Seiten ihres Charakters, nicht von Seiten ihrer Sprache ein Gegenstand der Nachahmung, und werden es hoffentlich bleiben, so lange man noch nicht gesonnen ist, jede rohe Nachbildung der Natur für poetische Darstellung gelten zu lassen, oder so lange man es noch für das Kennzeichen des gebildeten und ungebildeten Geschmacks hält,

hält, daß der erstere unter mehreren zu wählen weiß, und nicht alles, was jedem, auch dem Ungeübten, ins Auge fällt, auffaßt, und der letztere oft schon allein mit der Wahrheit eines Zuges und Bildes vorlieb nimmt.

Was uns außerdem noch am wilden Jäger mißfällt, sind eine Menge Sprachunrichtigkeiten und Spielereyen, die sich umsonst unter dem Schilde der Volkspoesie zu verbergen suchen. Gleich dem ersten Verse

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn,

fehlt die nähere Bestimmung, die er vielleicht durch den Namen erhalten könnte. Wie er jetzt ausgedrückt ist, sollte man meynen, es habe von jeher nur einen Wild- und Rheingrafen gegeben. Die Vergleichung

Graf, dunkelgelb der linke Ritter

Schoß Bliz' vom Aug', wie Ungewitter

sagt, wenn wir auch die Unschicklichkeit der Inversion und Bliz für Blitze und Aug' für Auge hingehen lassen, wenig oder gar nichts, weil das Vergleichende das Vergleichene bereits einschließt.

Wer waren Reiter links und rechts
und

Stets ritten Reiter rechts und links,

ist falsch, und das letztere sogar zwenedeutig. Der Artikel kann, da nicht das ganze Gefolg, sondern die zwey bestimmten Genien gemeynet sind, unmög-

lich wegsallen. Eben so sonderbar ist es, wenn es von der Niefenfaust heißt:

Hut will sie ihn beym Wirbel packen,
da sie doch den Ritter schon wirklich gepackt hat.
Endlich

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank
und

Des Rechten Roß war Silbersblinken;
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

gehören unter die Verbindungen, die noch mehr, als gewagt, sind. Zwar schon beym hohen Liede hat man es uns verübelt, daß wir auch an die Grammatik gedacht haben; aber wir läugnen es nicht, daß uns diese Unrichtigkeiten, nebst den Bürgerischen Kraftinterjektionen, deren eine die andre jagt, namentlich, sein Halloh, Ja, Dohoh, Horridoh, Huhaha, Hurre, Hurre, Rischrasch, Klif Klaf, Drauf und dran u. s. w. in einem Gedichte unleidlich gewesen sind, das sich unter andern bis zu diesem starken und erhabenen Ton emporschwingt:

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche fauset nicht;
Er spornet sein Roß in beyde Sellen
Und kann nicht vor, nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstret, wie ein Grab.

Dumms

Dunpſt rauscht es, wie ein fernes Meer:

Hoch über seinem Haupt herab

Kuſt fürchtbar, mit Gewittergrimme,

Dieſß Urtheil eine Donnerſtimme —

Einen ganz eigenen Flug nimmt die Phantaſie des Dichters in Untreue über alles. Wir müſſen indeß frey bekennen, daß uns unter allen Bittergeriſchen Liebesliedern keins weniger behagt hat, als dieſes. Sey's, daß die vielen auf einander gehäuften Möglichkeiten, deren eine immer unmöglicher, als die andere iſt, ermüden; ſey's, daß wir manchmahl zu lebhaft an das horaziſche *incredulus odi* erinnert wurden; ſey's, daß der Ton der Zärtlichkeit hier mehr, als irgendwo, überſpannt iſt, und nicht ſelten in ſchale Tändelen übergeht — genug, unſerer Empfindung hat das Stück weder das erſtemahl, noch nach einer wiederholten Lektüre zugeſagt, und wir ſind nicht die einzigen, die ſo fühlen. In der That beſtätigt ſich die Bemerkung eines angeſehenen Kunſtrichters, daß der Dichter ſich nirgends beſſer befinde, als in der wirklichen Welt, hier ſehr auffallend. So ernſthaft auch Moll's die Sache nimmt, ſo kann man ſich doch nicht entbrechen, über dieſen angenommenen Ernſt zu lächeln. Das ſchlaue Mätchen weiß denn doch am Ende zu gut, daß es mit der angedrohten Schlangenhaut keine Gefahr hat und alle Verwandlungen nur, unter der Vorausſetzung einer Feenwelt, exiſtiren. Wir wollen hierdurch gar nicht ſagen, daß die Einbildungskraft ſich nicht auch ſolche Dichtungen erlauben könne. Sie hat ſich ver-

gleichen

gleichen erlaubt und in ihnen gefallen. Aber dann müssen sie nicht in ein so feyerliches Gewand gekleidet seyn, oder doch der Natur des Menschen und der Leidenschaften weniger widersprechen. Ueberhaupt, dünkt uns, verrathe sich in den meisten Strophen das Bestreben des Dichters, etwas ganz neues und unerhörtes zu sagen, sehr sichtbar. So viel Aufwand um Kleinigkeiten, so viel gesuchte Bilder, so viel Affectation und Selbstgefälligkeit in gewissen Wiederholungen, Bemwörtern und Zusammensetzungen! Hier sind gleich einige Beweise. Nachdem uns Hr. Bürger erzählt hat, daß er sich mit seiner Molly ins Korn gelegt und es daselbst sehr heimlich, still und bequem gehabt habe, fährt er fort, wie folget:

Wir herzten, wir brückten, wie innig, wie warm!
 Und wlegten uns eya popeya! im Arm.
 Wie Beeren zu Beeren an Trauben des Weins,
 So reibten wir Küsse zu Küssen in ein.
 Und zwischen die Trauben von Küssen hinschlang
 Sich, ähnlich den Neben, Gespräch und Gesang.
 Kein Weinstock auf Erden verdienet den Ruf
 Von diesem, den Liebe bey'm Hagedorn schuf.

Welche Versinnlichung! welche Aehnlichkeit in Küssen, zwischen denen man spricht und singt, und einem Weinstock! Eine Phantasie, die sich an solchen grotesken Gestalten laben kann, muß entweder sehr erschöpft seyn, oder im Liebesfieber dichten. Bald nachher heißt es:

Wie

Wie wenn sie (die Fee) nun spräche: Komm, bu-
le mit mir!

Sonst werde zur Schlange dein Mädchen dafür!

O Molly, lieb Liebchen, was riethest du nun?

Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl
thun? —

„O Lieber, du stellst mich zu ängstlicher Wahl!

Leicht wäre mir zwar der Bezauberung Qual:

Doch jetzt bin ich süß dir, wie Honig und Wein;

Dann würd' ich ein Scheuel und Gräuel dir seyn.“

Doch setze: Du würdest kein Gräuel darum;

Ich trüge dich sorglich im Busen herum;

Da hörtest du immer, bey Nacht und bey Tag,

Für dich nur des Herzens entzückenden Schlag;

Und immer noch bliebe dein zärtlicher Kuß

Dem durstigen Munde des Himmels Genuß:

O Molly, lieb Liebchen, was riethest du nun?

Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl
thun? —

Wir fragen Jeden, dessen Empfindungen nicht
verstimmt sind, ob er an dem zärtlichen Schlangen-
kusse, an diesem Scheuel und Gräuel, an diesem
lieb Liebchen, in das Hr. Bürger gar sonderlich
verliebt ist, und an diesem unbedeutenden Refrain:
Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich
wohl thun? den mindesten Geschmack finden
kann? Wir für unsre Person sehen hier nichts, als
Kraft ohne Wirkung, und Anstrengung ohne Er-
folg. So gewiß ist es, daß Hr. Bürger fast im-
mer entweder über das Ideal des Schönen hinaus-
geht, oder unter demselben bleibt.

Das

Das letzte ist ihm besonders in dem nächsten Gedichte begegnet. Die Pfarrtochter von Lauenbenhain ist von Seiten der Darstellung nicht ohne Verdienst. Der Charakter der Unschuld, die ein Raub ihrer Einfalt und Unerfahrenheit wird, erregt eine schnelle und innige Theilnahme; die Sprache der Verführung ist gut getroffen und die Wuth der Verzweiflung mit ungemeiner Stärke geschildert. Allein um ganz zu gefallen müßten die Farben allerdings hie und da noch etwas gemildert, die leeren Ausdrücke mit bedeutendern vertauscht und manche Chevüle ausgemerzt werden. Wir heben die Verse, die wir verändert wünschten, aus:

Da trieb es der Junker von Falkenstein,
In Hül' und in Füll' und in Freude.

Als Erdbeer' und Kirsche sich röthet' und schwellt;
Da wurde dem Mädel das Brüstchen zu voll,
Das seidene Röckchen zu enge.

Und als die Sichel zu Felde ging,
Hub's an sich zu regen und strecken.

Sie klimmt' am dornigen Felsen empor,
Und tappte sich fort, bis an Falkensteins Thor,

Und wenn dir mein wackerer Jäger gefälle,
So laß ich's mir kosten ein gutes Stück Geld.
Dann können wir's ferner noch treiben.

Dann stoß' an die Mauer die schändliche Thür!
Und jag' eine Kugel dir fluchend durch's Hirn!
Dann, Teufel, dann fahre zu Teufeln!

St

Sie wand sich das Vast von den Händen.

Sie kratzte mit blutigen Nägeln ein Grab,
Am schilfigen Ufengestade.

Der Verfasser frage sich selbst, ob er in allen diesen Zeilen der Schönheit eben so treu geblieben ist, als der Wahrheit? ob er nie bey Details, über welche das Auge gern so geschwind, als möglich hinweggleitet, verweilt, nie das Unsittliche und Widrige ausgemalt, nie die Eindrücke des Schrecklichen ohne Noth verstärkt, nie über den Vorspiegelungen der Phantasie die Gesetze des Wohlstandes und des Geschmacks vergessen habe? Wir zweifeln sehr, daß die Antwort bejahend ausfallen wird, und doch kann der Schriftsteller, der nach Beyfall strebt, gegen keine dieser Fragen gleichgültig seyn.

In der Erzählung der Kaiser und der Abt wünschten wir manchem Verse mehr Geschmeidigkeit. Der Vortrag selbst, empfiehlt sich, im Ganzen genommen, durch eine gewisse muntre Laune, schade daß er zuweilen in den Ton des Burlesken und Kurzweiligen ausartet.

Den Charakter des folgenden Stücks hat Hr. B. selbst sehr gut angegeben, wenn er von ihm sagt:

Wie denkt, ich wäre von Gott ersehn,
Was Gut und was Schön ist, zu preisen,
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einseitigen Weisen,

Unstreik

Unstreitig ist es theils das Edle der Handlung selbst, theils das bescheidene, anspruchslose Gewand, durch welche sie uns so vorzüglich gefällt. Man kann mit Recht sagen, daß Hr. Bürger die Mittelstraße zwischen dem Zuviel und Zuwenig dießmal nicht nur richtig erkannt, sondern auch eben so glücklich gehalten habe. So viel Schmuck die Geschichte bedurfte, so viel verbannt sie ihm, und dieser Schmuck ist dem Inhalte so angemessen, so wohl gewählet! Die einzige Zeile:

O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn.

scheint einer Verbesserung bedürftig. Man erräth zwar den Sinn, allein der Poet soll uns so wenig, als der Prosaist, rathe lassen.

Durch das Lied von Treue wird sich der Dichter bey den Damen keinen sonderlichen Dank verdienen, und wir können dem schönen Geschlechte nicht so ganz unrecht geben. Uns dünkt, was Minerva einst zu ihrem hochweiser Vater über die Wahl seines Lieblingsbaumes sagte, lasse sich in gewisser Rücksicht auch auf dieß Gedicht anwenden. Man wünscht, daß aus einer Erzählung von vier und dreißig Strophen doch zuletzt ein etwas triftigerer Sinn hervorgehen möchte, als der, daß die Thiere uns oft an Treue und Erkenntlichkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Geschichte scheint nicht fruchtbar genug für den Verstand, um zu interessiren, und nicht ergözend genug für die Phantasie, um der Forderungen, die jener thut, zu vergessen. Indeß den Details des Stück's fehlt es eben-

ebenfalls nicht an mannigfaltigen Schönheiten. Die Unruhe des Marschalls, als er die Kammer leer und das Bett kalt findet, seine Wuth bey der Erblickung des Räubers und die Parodie der Worte des letztern sind, jene glücklich geschildert, und diese überaus treffend. Auch der kurze Vers des Epilbenmaaßes thut einigemal eine ungemein gute Wirkung, z. B.

Der Marschall stürmte mit raschem Lauf
Treppeab, Treppeauf,
Und stürmte von Zimmer zu Zimmer.

Und wo er von seinem Koffe sagt:

Hallo! als ging' es zur Welt hinaus!
Greif aus, greif aus!
Dieß letzte noch laß uns gelingen.

Der Kraftvers: Wir hauen, als hacketen wir
Fleisch zur Bank, wird ja wohl in einer zweyten Ausgabe eine Verwandlung erfahren.

Den Beschluß dieses Theiles machen vermischte Gedichte. Die erste Hälfte kennen unsere Leser bereits aus der ältern Edition: aber wir fürchten nicht, daß ihnen deshalb die wirklich schönen Stücke minder schön vorkommen werden. Für uns wenigstens hat das Dorschen nichts von jener Süßigkeit verloren, durch die es uns gleich das erstmal anzog; vielmehr ist es unter allen Gedichten, die in dieser Manier und Versart versucht worden sind, in Absicht auf Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, nach unserm Gefühle, noch immer das einzige. Man möchte sagen, daß das Epilbenmaaß um des Inhalts,

halks, und der Inhalt um des Sylbentmaasses willen erfunden worden sey: so anmuthig und gefällig ist jener, so tadelnd und lieblich dieses, so harmonisch beyde. Nur eine unbedeutende Kleinigkeit, wofern es anders erlaubt ist, sie an einem so vollendeten Ganzen zu bemerken, scheint dem Dichter entgangen zu seyn. Wir wünschten nämlich, daß in den Zeilen:

Und Tropfen blißen
 Von allen Spigen
 Des Grases läßt.

das regierende Zeitwort von dem Infinitiv, den es regiert, nicht zu weit getrennt wäre. Wenn auch der Sinn nicht leidet, so würde doch die Harmonie durch die Annäherung gewinnen. Von desto geringerm Gehalte sind die meisten der neu hinzu gekommenen Gedichte. Ist es möglich, daß ein Mann, der, wir wollen gar nicht sagen Achtung für's Publikum, nein, der nur ein wenig Achtung für sich selbst hat, solch ein Ding, wie Schick und Schnack, in die Sammlung seiner Werke, aufnehmen kann? Der Zorn, der sich leider! auch der himmlischen Muse bemeistert, entschuldigt die Hervorbringung solcher unsaubern Reime: aber diese Entschuldigung kommt dem Dichter nicht mehr zu Statten, der so etwas des Aufbewahrens werth achtet, und in den kühlen Stunden des Nachdenkens nicht einsieht, oder einsehen will, quid distent aera lupinis. Ueberhaupt ist diese Unzufriedenheit mit dem Schicksale, dieser distre Gram und Unmuth, der sich in den letzten Stücken so lebhaft ausdrückt, wohl nicht die Fackel, an welcher sich die
 reine

reine Flamme der Begeisterung entzünden und stärken kann. Die Gluth, die der Dichter seinen Lesern mittheilen will, muß weniger stürmisch und nicht bloß für ihn, sondern auch für sie wohlthätig seyn.

Wir haben alles, was wir bey der Durchlesung des zweyten Theils der Bürgerischen Gedichte empfanden, in dieser Anzeige frey und unverholen bekannt, so wenig wir auch auf die Bestimmung des größern Theils des Publikums rechnen dürfen. Wenn poetische Versuche durch gewisse außerordentliche Vorzüge ins Auge fallen, wenn Phantasie, Sprache und Wohl laut sich in ihnen vereinigen, wenn überdieß der Dichter in dem Maaße, wie Hr. Bürger, zu interessiren weiß, so fangen bey gewöhnlichen Lesern alle Mängel und Unvollkommenheiten allmählig an, zu verschwinden, oder sich wohl gar in Schönheiten zu verwandeln, und der Kunstschreiber hat dann nichts anders zu erwarten, als Widerspruch und Mißtrauen in seine Einsicht. Aber diese Voraussetzung kann ihn weder beunruhigen, noch abschrecken, sobald er seines Verhältnisses eingedenk und von Partheylichkeit und Befehrungssucht entfernt ist. Gleichgültig legt er sein Urtheil in die Hände der Zeit nieder und überläßt es dieser unbestechlichen Richterinn, der er eben so, wie der Dichter, den er kritisiert, unterworfen ist, daß sie es prüfe und läutere. Wenn er irgend etwas fürchtet, so sind es allein die Ahndungen der gerechten Nemesis, und gerade diese auch uns heilige und verehrungswürdige Göttinn glauben wir nicht beleidigt zu haben.